

Selbstverleugnung als Lebensfeindschaft?

Peter Lippert, CSSR, Hennef/Sieg

Vorbemerkung

Bevor das Thema dieser Überlegungen entfaltet wird, sind einige Vorbemerkungen zu Aussageziel und Ansatz dieser Gedanken zu machen. Im folgenden wird keine begrifflich-systematische oder historische Darstellung von „Selbstverleugnung“ und ihrem Korrelat, der „Selbstfindung“, versucht. Es geht vielmehr um die Beziehbarkeit und wirkliche, innere Beziehung zweier Größen, die einander nicht nur zu widersprechen scheinen, sondern die auch aus sehr verschiedenem geistigen Umfeld hervorgehen, so daß eine Vermittlung zunächst recht schwierig erscheinen könnte.

1. Vom Neuen Testament her ist der Christ aufgefordert, „sich selbst zu verleugnen“. Damit ist wohl zunächst etwas gemeint wie das Dementi, die Zurücknahme seiner selbst, also eine unter dem Eindruck der Botschaft fällige, fundamentale Sinnes- und Richtungsänderung. Das Wort „Selbstverleugnung“ steht in der Nähe der Umkehrforderung. Gerade so wie Gott in Christus sich – in seiner Heilszuwendung – *nicht* „dementiert“ (2 Tim 2, 13), muß sich der Mensch verneinen, um Christ sein zu können, genauer: er muß jene Grundverneinung in sich vereinen, die ihn zum Sünder macht. So wird Selbstverleugnung zur Bedingung und zur Weise der Nachfolge (vgl. Mk 8, 35 par.; Tit 2, 12). Ohne eine genauere Inventarisierung des Begriffs vorzunehmen, wird man als Grundbefund festhalten: erstens: diese Haltung ist für das Christsein unabdingbar; zweitens: der Kern, der durch Lebenspraxis bewährt werden muß, das Nein zu sich selbst, ist inhaltlich das Nein zu allem, was die Nachfolge hindert (vgl. die Jesuslogien vom Lebensverlust und Lebensgewinn, Lk 17, 33 par. und vom Sich-selbst-Hassen, Mk 10, 29 par.; Lk 14, 26 par.). Drittens: all das hat eine positiv-werhafte Beziehung und Motivation: um des „mit Christus“ willen. So steht „Selbstverleugnung“ zunächst mehr in der Nähe von „Umkehr“, „Glauben“ als von Askese, Verzicht, Entzagung. Wo aber Selbstverleugnung in Praxis übergeht, muß sie sich faktisch in jene Haltungen hinein konkretisieren, die mit Askese, Verzicht, „agere contra“ bezeichnet zu werden pflegen. Dies ist eine offenbar unvermeidliche Erfahrung bereits im Neuen Testament; am deutlichsten zeigt sich dies in der bekannten lukanischen Einfügung des „täglich“ im Logion vom Kreuztragen (9, 23).

2. „Selbstfindung“ als Zielformulierung für menschliches Leben, für seine Ausrichtung und Praxis, ist hingegen ein nichtreligiöses, dazu zum guten

Teil neuzeitliches und von der psychologischen Anthropologie mitgeprägtes Postulat. Daß man seine „Identität“ zu suchen und zu finden habe, im Hineinwachsen und -reifen in Ich-Stärke, Selbstentfaltung, Selbstverwirklichung („self-fulfillment“, „épanouissement“), dies ist gerade in einer Zeit, in der aus den verschiedensten Gründen Entpersönlichung und „Entfremdung“ droht, ein Postulat von fast allgemeiner Plausibilität. Demgegenüber ist die inhaltlich nähere Bestimmung solcher Selbstfindung erst der Gesichtspunkt, der sich im Anschluß an diesen Grundbefund einstellt. Freilich ist dem hinzuzufügen, daß solche Selbstfindung vielleicht ebenso selten oder seltener gelingt wie „früher“; die gesamte Sozialpathologie unserer Gesellschaft ist dafür ein Indiz. Aber die faktischen Mißerfolge nehmen dem Postulat nichts von seiner öffentlichen Geltung, sie verstärken diese höchstens noch.

So braucht es nicht Wunder zu nehmen, daß christliche Besinnung diese Kategorie aufgreift. Paul VI. spricht in „Populorum progressio“ davon, das Menschsein sei die Summe aller unserer Pflichten (Nr. 16). H. Küng sieht Christ-Sein als radikales Menschsein. Stimmen aus Kirchen der Dritten Welt gehen in ähnliche Richtung, so das Zeugnis des philippinischen Bischofs, der auf der letzten Vollversammlung der Gemeinsamen Synode der Bistümer der Bundesrepublik einige Worte zu den Synodalen sprach, die gerade das „Missionspapier“ mit hoher Mehrheit verabschiedet hatten. Da war die Rede davon, jene Völker wollten „sie selbst“ werden (to be themselves).

3. Die Frage lautet nun: Gibt es zwischen beiden Kategorien, Selbstverleugnung und Selbstfindung, überhaupt Ansätze zur Vermittlung? Auf den ersten Blick scheint die Chance gering zu sein. Doch steckt ein Aspekt von Selbstfindung in der Wertbezogenheit der biblischen Selbstverleugnung. Man gibt sich auf, um sich (anders!) wiederzufinden (Mk 10, 29 f). Freilich geschieht dieses Aufgeben im Blick des Glaubens und der Liebe zu Christus und zu den Brüdern, also eigentlich nicht, *um* sich zu finden. Also muß man genauer sagen: man gibt sich auf, *und so* findet man sich. – Andererseits verweist Selbstfindung dort, wo keine Blickverengung vorliegt, immer auf Kommunikation, Du, Wir, damit aber auf Hinwendung zum Anderen, damit aber – auf Absehen von sich selbst. Hier aber zeigen sich Zusammenhänge. Dieser Aufsatz will ihnen nachgehen.

Das schlechte Image der Selbstverleugnung

Selbstverleugnung und Askese haben im vulgarisierten öffentlichen Bewußtsein einen schlechten Klang.

Die behauptete Tatsache dürfte als allgemeiner Eindruck vorherrschen und unbestritten sein. Gegenläufige Phänomene wie die Sorge der Nachdenklichen und ihr Mühen um eine Vertiefung des Menschlichen ändern an diesem Eindruck wenig. Solches Vorherrschen im öffentlichen Bewußtsein zeigt sich etwa in der Argumentationsweise der kommerziellen Werbung oder in der Tatsache, daß Verhaltensweisen, die „an sich“ auf das Gemeinwohl zielen, mit privaten Nutzargumenten lanciert werden müssen (Werbung für Berufe des öffentlichen Dienstes einschließlich der Bundeswehr) oder aus früheren, altruistischen Motivzusammenhängen herausgelöst bzw. umfunktioniert werden müssen, um sich am Leben halten zu können („Jahr für Kirche“ . . . „Jahr für den Nächsten“ . . . „Intertat“).

Fragt man nach den Gründen für jene Atmosphäre, in die Selbstverleugnung und Askese nicht hineinpassen scheinen, dürfte zu nennen sein: weithin stattfindende, gefühlsmäßige Identifizierung des Christlichen und der Kirche und Verzicht und einem Minus an „Lebensbejahung“ – zwei Arten von Abneigung verstärken sich hier gegenseitig. Ferner: systematische Propaganda in den Medien; die Ideologie von Teilen der Lehrerschaft, der kultusministeriellen Bürokratie und nochmals der Medien, die eine auf Vulgarisierung von Theorien der „neuen Linken“ von H. Marcuse bis W. Reich beruhende „Lust-Ideologie“ propagieren.

Es ist aber dem sofort hinzuzufügen: es gibt die historischen Verfehlungen der Christen, der Kirche, die zum schlechten „Image“ von Selbstverleugnung und Askese beigetragen haben. Es gibt auch heute die von der pastoralen Praxis Geschädigten, es gibt Sündenangst und deren häufige Identifizierung mit Angst vor sexuellen Sünden und der Sexualität als ganzer. Es gibt die Verbindung dieser Verzerrung mit Tabu- und Heilheitsvorstellungen (Sakramentenempfang); es gibt die bei vielen unausgereifte Dialektik von Gehorsam und Freiheit, Mitbestimmung und Kritik; es gibt (bzw. gab bis vor einigen Jahren) die Einschätzung des Kriegsdienstes als „pflichtgemäß“; seine Verweigerung galt noch vor ein paar Jahren als ethisch unvertretbar. Es gab und gibt die Neigung, Ohnmachts-situationen höher einzuschätzen als Erfolgssituationen, das Leid als gottgefälliger anzusehen denn die Freude. Dabei sollte freilich nicht übersehen werden, daß ein Ethos des Leidertragens und des Verzichts eine tröstende, helfende und stabilisierende Funktion haben konnte; in einer Armutsgesellschaft (zu gewissen Zeiten des Mittelalters lebten 25 Prozent aller Menschen von Almosen), in einer Sterbegesellschaft (lange Zeit betrug die Lebenserwartung 22 Jahre), dort zumal, wo Veränderbarkeit aus verschiedenen Gründen außerhalb des geistigen (!) Horizonts lag, war dies nicht Zementierung des Bösen, noch nicht Opium, sondern notwendige Hilfe zur Lebensbewältigung.

Dort freilich, wo die Gesellschaft in Bewegung kommt und das legitimiert-Herkömmliche („ancien régime“) ungebrochen wird, werden kann; dort, wo dies in der Breite der Öffentlichkeit erlebt wird, dort tritt nun mit gewisser Folgerichtigkeit eine Umschichtung des Bewußtseins ein. Ein Ethos, das Verzicht, Leid, Tod betont, muß nunmehr als lebensfeindlich erscheinen.

Ein Ethos des Leidertragens, des Verzichts wird sich dann leicht etwas undifferenziert auf die biblischen Aussagen zur Selbstverleugnung berufen. Als vorrational verstärkendes Motiv mag noch ein magisches Gefühl hinzukommen, das besagt: wenn es einem „zu gut“ geht, könnte der Neid und damit der Zorn der Gottheit erregt werden. Man darf nicht „verschreien“, man sagt: *toi, toi*; man besänftigt (durch Opfer) den Neid der Götter oder man fürchtet ihn (Ring des Polykrates).

Einer solchen Art, Glück und Unglück, Erfüllung und Verzichte zu erleben, steht nun eine Gesellschaft gegenüber, die von einem fundamentalen Hedonismus geprägt ist. Ein verständliches, wenn auch nicht unausweichliches Gefälle in der Industriegesellschaft wirkt in diese Richtung: Industriegesellschaft „muß“ Konsumgesellschaft sein; sie will erreichen, nicht auf Erreichbares verzichten; sie ist auf Konsum, nicht auf dessen Beschränkung ausgerichtet. So kommt es zu einem Hedonismus, der nicht nur von grämlichen Moralisten, sondern auch z. B. von „Futurologen“ wie H. Kahn festgestellt wurde. Es ist jene Haltung, die das Leben insoweit als gelungen ansieht, als es aus lustbetonten Wunscherfüllungen besteht. Selbstverleugnung wird nun notwendig unbeliebt. Falls es Menschsein anderseits ohne sie nicht gibt, dann wird nun deutlich, warum der Ansatz unserer Überlegungen dort gewählt wurde, wo der tiefe, durch Oberflächenwünsche überdeckte Kern dessen liegt, was als globaler Hedonismus unrealistisch und inhuman ist, und was doch Tieferes implizieren kann: Sehnsucht nach Ich-Werdung und Selbstfindung. Es bleibt hier nur noch anzumerken, daß auch in anderen Mentalitäten Selbstverleugnung und Askese nicht eben „beliebt“ waren. Aber ihre Berechtigung wurde wohl nicht wie heute grundsätzlich bestritten. Sie wurde praktiziert und – entschärft. Diese geschah durch Grenzziehung nach oben (Fasten-Zeiten), durch kasuistische Erleichterung und durch Relativierung mittels halb ernstgemeinten Spottes.

Die Verzichtdimension der Verantwortung

Zeitsituation und Gesellschaft heute sowie die Menschlichkeit des Einzelnen fordern, wenn sie gelingen sollen, eine neue Begründung und neue Gestalten für Selbstverleugnung und Askese. Natürlich kann in dem hier

gegebenen Rahmen die oft beschworene, „heutige“ Zeitsituation auch nicht andeutungsweise nachskizziert werden. Aber eines kann man sicherlich von dieser „advanced industrial society“ sagen: sie ist äußerst kompliziert, fast undurchschaubar. Damit sind aber, für das Weiterleben dieser Gesellschaft und für den Einzelnen in ihr, bestimmte Haltungen gefordert („Tugenden für heute“). Dazu gehören: das Engagement möglichst vieler mit all ihrem Können; Respekt vor dem richtigen Funktionieren der einzelnen Lebensvorgänge und sozialen Prozesse; ständiges Lernen („life long learning“); menschliches Format, so daß in allem Funktionieren nicht nur der Prozeß gesehen wird, sondern sein Ziel, der Mensch – anders ausgedrückt: es braucht Distanz, um Prozeß und Ziel nicht miteinander zu verwechseln und doch so, daß man im Prozeß engagiert bleibt und nicht „aussteigt“.

Wir leben immer noch, vielleicht bald wieder mehr, in einer Wachstums gesellschaft. Soll die stets wachsende Menschheit überleben, ist dies wohl auch unumgänglich. Die Entdeckung der empirischen und ethischen Kategorie der Knappheit und einer „moderierten Knappheitsbekämpfung“ ändert den Befund nicht, sondern bestätigt ihn. Aber alle haben durch Erfahrungen gelernt und lernen es noch, daß es offenbar Teilrhythmen und -phasen gibt, Zeiten der Expansion und Zeiten des Stagnierens, und daß dies offenbar seine guten Seiten hat. Ständiges, gar exponentielles Wachstum (eine Explosion im Zeitlupentempo) würde die natürlichen Reserven tatsächlich überfordern, ebenso aber auch die Seele des Menschen überanstrengen. Was A. Toffler unter dem Stichwort des Zukunftsschocks artikuliert hat, spiegelt sich gegenläufig in der Gelassenheit wider, mit der viele Menschen auf nunmehr fällige materielle Begrenzungen reagieren, deren Inkaufnahme zu einem Weniger an Hektik bewußt in eine (positive) Beziehung gesetzt wird. Damit die so ökonomisch bestimmte Alltagserfahrung bestanden werden kann, sind ebenfalls bestimmte „Tugenden“ gefordert. In beiden Phasen, in Zeiten sowohl der Expansion als auch der Stagnation, heißen sie etwa: Verantwortung vor der Zukunft der nächsten Generation, der heute und morgen Geborenen; Sichtung möglicher Entscheidungen, Kunst der Prognose und Planung; Phantasie, Transzendentieren des Funktionalen durch das Ästhetische; die Fähigkeit, umfassende Sehnsucht zu haben (Utopie) *und* Respekt vor der Wirklichkeit (Sachlichkeit); die Fähigkeit zu Feier, Fest und Spiel; Einüben im Nichtrealisieren von Möglichkeiten. Zusammenfassend hieße dies: Bereitschaft zur Sachlichkeit im Blick auf das Menschliche.

In der expansiven Phase müßte sich dieser Fächer von Haltungen in bestimmter Weise ausfächer: durch Umgehenkönnen mit einem Zuwachs an Gütern und durch die Kunst des rechten Wegwerfens (nicht durch undifferenziertes Sammeln und Stapeln oder durch undifferenziertes Wegwerfen

und Neuverbrauchen); dazu brauchte es -- in dieser Phase schon! -- sinnvolle Selbstbeschränkung im Verbrauch von Rohstoffen, Produkten, Energiequellen, Zeit und Nervenkraft im Hinblick auf deren wirkliche, wenn auch nicht sofort fühlbare, Begrenztheit. Ein „Ethos der Wachstumsphase“ hätte auch einen im voraus einzuübenden Verzicht zu umfassen, und zwar im Hinblick auf das Erlernen von Belastungen und die Erhöhung der Frustrationstoleranz, und dies darum, weil auch ökonomisch expansive Phasen vielfältige Frustrationen im Leben kennen und weil solche Phasen ganz offenbar eben Teilphasen sind, die durch rezessive Phasen abgelöst werden (können).

Sobald sich die Situation zur rezessiven Phase gewandelt hat, ist eine größere Entschlossenheit fällig, auch im Weniger an Konsum menschliche Möglichkeiten zu realisieren. Es geht nunmehr um Bewährung der faktisch schon gegebenen, erworbenen Frustrationstoleranz und, als weitere Tugend in karger Zeit, die durchgehaltene Bereitschaft zur aktiven Gestaltung des technisch-wirtschaftlich-sozialen Lebens, also um die Abwehr aller Versuchungen zur Nostalgie. Alle genannten Haltungen sind von der „Sache“ heutigen Lebens und seinen Aufgaben her gefordert. Sie aber sind alle „schwierig“, alle verlangen sie Askese und die Bereitschaft hierzu, zu einer „Askese des selbstgesetzten Maßes“ (K. Rahner).

Es gibt aber außer den „Sachnotwendigkeiten“ noch eine weitere Begründung. Die Menschlichkeit des Einzelnen fordert, daß er die Welt, in der er lebt, zur Kenntnis nimmt und sich „entsprechend“ verhält. Dabei hat er das Recht und die Pflicht, die Sphäre der Güter zu manipulieren (*sie dürfen, ja müssen, manipuliert werden*), und zwar auf eine größtmögliche Förderung zwischenmenschlicher Beziehungen hin. Hingegen findet er in seinen Mitmenschen ein „Feld“ seines Handelns, das sich der Manipulierbarkeit entziehen muß, m. a. W., der Mensch muß auf seinen Mitmenschen „zugehen“. Er kann sich selbst, so sagt eine breite Skala von Erfahrungen, im Ernst nur gewinnen, wenn ihm dieses „Zugehen“ gelingt. Es bedarf schon großer ideologischer Verblendung, um zu übersehen, was alles an Erfahrung und Anspruch z. B. in der „goldenen Regel“ steckt: „Alles, was ihr von anderen erwartet, daß sie euch tun, das tut auch für sie“ (Mt 7, 12). Solches Eingehen auf das Du und Wir zwischenmenschlicher Beziehungen erfordert Rücksichtnahme, Selbstbegrenzung, Askese. Es verweist in Richtung von Selbstverleugnung. Mindestens unthematisch ist selbst die christologische Dimension von Selbstverleugnung hier schon mit im Spiel, da wir dem Herrn tun, was wir einander tun (vgl. Mt 25). Wo aber grundsätzlich geleugnet würde, daß es Askese und Verzicht im Rahmen des menschlichen Miteinander geben muß, wäre jedes Miteinander unmöglich. Das Zusammenleben würde sich in ein System gegenseitiger Ausbeutung ver-

wandeln, die ihre Grenze lediglich an der mangelnden Bereitschaft des anderen fände, sich auch wirklich ausbeuten zu lassen. Solcher Egoismus aufgrund gegenseitiger Übereinkunft wäre die Zerstörung des Menschlichen. Aber erst dort, wo die Fortgabe des eigenen Ich in Liebe riskiert wird, tut sich eine wirkliche Alternative auf. Davon soll noch die Rede sein.

Um diese Sicht noch zu verdeutlichen, ist etwas zu betonen, das von heutiger Sehnsucht nach Selbstfindung oft vergessen wird. Selbstfindung kann gar nicht gelingen, wird sie nach dem Modell einer gleichgerichteten, „harmonischen“ Entfaltung aller im Menschen gegebenen „Anlagen“ gesehen. Selbstverwirklichung wird nicht richtig gesehen, wenn sie gedacht wird als eine Reihe allseitiger und auf der ganzen Breite der Möglichkeiten erfolgenden Verwirklichung von Chancen. Vielmehr machen schon die begrenzte Gelegenheit, Energie (und Zeit), Anlagen zu „entwickeln“, Prioritätenentscheidungen notwendig. Ebenso bedingt jede Verwirklichung eines Lebensprojektes, gerade indem sie Entscheidung für Wertvolles und Bejahtes ist, unausweichlich den Verzicht auf andere, „an sich“ vielleicht ebenso sinnvolle und erreichbare Lebensverwirklichungen. Die Verzichtsituation, in der sich der Christ z. B. im Ordensleben bei der Ablegung der Gelübde und der „Wahl“ seines Standes sieht, ist – in dieser Hinsicht – nur Paradigma, Prototyp einer Grundsituation, die aber häufig übersehen wird: Ergreifen bedeutet Verzichten, Ausrichtung auf Erfüllung ist selbst immer schon bejahtes Vorbeigehen an guten und gangbaren Wegen. Es wäre nicht ein Schritt zu einem „gefüllten“ Leben, wollte man dieses Gesetz umgehen, sondern Unreife.

Das lebendige Verhältnis zwischen Selbstverzicht und Selbsterfüllung

Das Verhältnis von Selbstfindung und Selbstverleugnung ist sehr eng. Das genaue Zueinander ist jedoch nur umrisshaft formulierbar.

Beides gehört zusammen, dies dürfte bereits deutlich geworden sein. Dabei ist, auch christlich gesehen, die Selbstfindung (das „Heil“, johanneisch: das „Leben“) das Ziel, die Selbstverleugnung ihre Weise. Diese Aussage entspricht in ihrem formalen Charakter durchaus der wertbezogenen Struktur der ntl. Jüngerethik, wenn sie entsprechend inhaltlich gefüllt wird. Dabei bleibt jedoch die Frage, ob *im Vollzug*, sozusagen in der Methode und im Stil des Handelns, *nur* die Selbstverleugnung Modus der Selbstfindung in jedem Falle sein müsse, oder ob die umfassend und christlich verstandene Selbstfindung auch Handeln kennt, das als Schritt und in seinem Stil Erfüllung, nicht Verzicht ist. Die Alltagserfahrung weist gebieterisch darauf hin, daß es offensichtliche Überspanntheit wäre, immer nur

Verzichte zu verlangen. Damit ist aber die Frage nur zum Teil beantwortet. Denn nun fragt sich ja, *wann* Teilverzicht, wann Teilerfüllung geboten ist, genauer: welche Art von Werten jeweils vordringlich verwirklicht werden muß. Vorweg sei gesagt, daß eine glatte Antwort nicht in Reichweite zu sein scheint.

Im Blick auf das Neue Testament ist zunächst festzuhalten, daß es eine spontane Bejahung seiner selbst gibt (vgl. Mt 22, 40), offenbar geben darf. Dabei verwendet das NT kaum Ausdruck und Thema der „Selbstliebe“, und manche systematischen Lösungsversuche der traditionellen Moraltheologie („ordo caritatis“) stimmen nicht eben glücklich. Anderseits ist es ein Zeichen von Realismus, daß sich die kirchlich gelehrte Anthropologie von quietistischen Neigungen freizuhalten wußte.

Im Blick auf das NT ist weiter festzuhalten, daß es eine kaum auflösbare Polarität zwischen einem Grundethos der Selbstweggabe (Bergpredigt, Verhalten Jesu) und einem sinnvoll-sachgerechten Handeln („secundum rationem“) gibt, die durchgehalten werden muß. Jede Herauslösung eines der Pole muß zu Verzerrungen führen. Das erwähnte Ethos gänzlicher Selbstweggabe läßt sich freilich gerade nicht in allgemeine Maximen rezepthaft umsetzen; anderseits ist dieses Ethos das auch menschlich „Befreiente“ (Verzicht auf Vergeltung ist auch im öffentlich-politischen Raum letztlich das probatere Mittel zur Lösung von Konflikten; Übereinstimmung von innerer Haltung und äußerem Tun ist zwar „anstrengender“, aber nur sie ist wirklich menschlich). Darum muß sich ein solches Ethos, Selbstverleugnung also auch als „Methode“ und Stil des Handelns, immer wieder auch im konkreten Handeln auswirken, obwohl es als ständig auferlegte Praxis nicht nur schwierig, sondern nicht praktikabel, darum geradezu unsittlich wäre. Es mag durchaus fraglich sein, ob die Kategorie des ethischen Kompromisses den Sachverhalt hinreichend klärt. Erst recht wird man einem Schichtenmodell von verschiedenen ethischen Niveaus (Leben nach den Geboten hier, nach den Räten dort) gegenüber sehr zurückhaltend sein müssen. Aber letztlich lebt die Menschheit davon, daß es diese Art des Verhaltens auch gibt (vgl. die Gestalt der Matrjona bei A. Solschenizyn). Daß der Einzelne auch signalhaft zu bestimmten Verhaltensweisen dieses Typs fähig wird, macht auch das einzelne Leben erst menschlich.

Auf die Frage, „wann“ nun konkret Verzicht auf legitim Angestrebtes vor dessen Erreichung und vor legitimer Selbstbehauptung den Vorrang habe, läßt sich dann vielleicht antworten. Auf der Ebene der Sachen und des Umgangs mit ihnen wird die Möglichkeit entscheidend sein, die Sachgüter und ihren Gebrauch auf Personenbeziehungen hin einzuordnen – Essen oder Fasten, Konsum oder Verzicht können je nach Situation das Beste sein. Auf der Ebene der Personenbeziehungen gibt es immer wieder

die Not des Abwägens der Vorzugsentscheidung zugunsten verschiedener Personen u. a. m. – Hier versagt die glatte Formel. Nur eine Verbindung von gemeinsam ertasteten, paradigmatischen Lösungsmodellen (durchaus auch in einer Art Kasuistik „aufbewahrt“) und geistlichem Spürsinn und Fähigkeit der Unterscheidung der Geister wird hier den Weg weisen können.

Der christliche Akzent der Nachfolge

Für den Christen ergibt sich im Blick auf die Zusammenhänge des Glaubens, auf die Gestalt Jesu und im Ausblick auf die Verheißungsgüter eine verstärkte Motivierung für die menschlich geforderte Askese und Selbstverleugnung. Der Christ sieht den Anspruch, den „das Leben“ an ihn stellt, als Willen und Anspruch Gottes, der sich ihm durch Verlauf und Situationen seines Lebens kundtut. Dabei weiß der Christ um die Tatsache der Sündigkeit der Welt und um seine eigene, innere Gebrochenheit, die ihm die Aufgabe, diesem Anspruch zu genügen, immer wieder zur Last werden lassen können. Wollte man Askese und (nun in Verbindung mit ihr) Selbstverleugnung definieren, so hieße dies menschlich: es sind jene Haltungen, die den Menschen instand setzen, auch gegen Widerstände (von innen und außen) der zu werden, der er sein soll. Christlich hieße dies: der Mensch ist in Christus von Gott befähigt und angerufen, auch als Sünder und gegen seine eigene und die Sündigkeit der Welt zur Liebe zu kommen oder, wie die Apostelgeschichte es ausdrückt, „unter mancherlei Drangsal in das Reich Gottes einzugehen“ (14, 22).

Diese verstärkte Motivierung besteht darin, daß Jesu Wort zu einer Nachfolge seiner Person auf ihrem Weg ausdrücklich und dringlich einlädt, daß eine solche Nachfolge nicht nur möglich ist, sondern entscheidend wird. Im Blick auf den Verheißungscharakter des Lebens in Nachfolge wird dann auch deutlich, daß christliche Selbstfindung im Vollsinn austehendes, künftiges Geschenk ist, so sehr es auch als „Angeld“ schon Gegenwart ist.

Der Akzent der christlichen Liebe

In einer Beschreibung der christlichen Grundtugend der Liebe tritt der Zusammenhang von Selbstfindung und Selbstverleugnung nochmals exemplarisch zu Tage.

Eine Beschreibung des menschlichen Grundfakts der Liebe, das den Bereich der Liebe zwischen Mann und Frau umfaßt und ihn gleichzeitig weit überschreitet (der weite Sprachgebrauch des Neuen Testaments hat hier

durchaus recht) dürfte wohl dies zeigen: Zur Liebe gehören Angenommensein, Sehnsucht, Erfüllung und Verzicht. Während zu den beiden ersten Elementen kaum Probleme bestehen dürften, entgleitet der delikate Zusammenhang zwischen Erfüllung und Verzicht in doppelter Hinsicht der durchschnittlichen, heutigen Mentalität. Einmal wird oft übersehen, daß es in der Erfüllung die „Melancholie des Erreichten“ gibt (E. Bloch), daß endlich Erreichtes an Glanz verliert. Dazu gibt es aber in jeder Erfülltheit ein bleibendes Zuwenig aus Ungenügen, weil Glück immer das Unendliche anzielt (Nietzsche: „... will Ewigkeit“), also unersättlich ist. Erfüllung ist also immer auch Nichterfüllung (und dies in doppelter Hinsicht). Zweitens aber wird oft übersehen, daß auch der Verzicht, solange Liebe in einem umfassenden Sinn- und Verbindlichkeitskanon geschieht, aufgearbeitet werden und sinnvoll sein kann. Wo Liebe in ihrer Sinnhaftigkeit nur noch an den Beteiligten hängt; wo ein Mensch mit dem geliebten Mitmenschen „alles verliert“, dort wird Nicht-Erfüllung von Liebe zur Sinnlosigkeit: Verzicht wird chancenlos und glücklos. Gerade die Liebe, wie das NT sie versteht, weiß aber sehr genau um die heute gern vergessenen Aspekte. Alles Erreichen drängt ja hier bis in eine eschatologische Ratifizierung hinein, weil erst dort Leid, Schuld und Tod die Liebe nicht ungültig machen können. Alles Erreichen steht unter dem eschatologischen Vorbehalt, dem Gesetz der Vorläufigkeit und ist darum ein Nichts, obwohl es gleichzeitig, weil es weiter drängt, ein Alles ist. Verzicht ist anderseits nicht unheilbar, sondern kann auf anderer Ebene das Glück bringen: der Verzicht Jesu auf „alle Reiche der Erde“ brachte den Messias Israels und den Kyrios aller Heiden. Wer die Mitmenschen um Jesu willen verläßt, findet sie neu wieder und dazu das ewige Leben (Mk 10, 29 f). Die Entäußerung des Franz von Assisi macht den Sonnengesang möglich. Literarisch: der Verzicht Don Rodrigos auf Proeza (in Claudels „Seidenem Schuh“) bringt ihm die volle Gestalt einer alles umfassenden, Himmel und Erde umgreifenden Liebe... Es gibt am Thema Liebe erneut und vertieft die Erfahrung, daß Selbstfindung in Selbstverleugnung, nicht gegen sie und nicht neben ihr, möglich ist.

Treffen diese Überlegungen zu, verweist jeweils die eine der beiden Kategorien (Selbstverleugnung, Selbstfindung) auf die je andere, und dies sowohl in der Erfahrung als auch vom Zeugnis der Schrift her. Es handelt sich bei dem Zusammenhang beider um eine Art positiven Regelkreis, einen „circulus gratiosus“. Wo theoretisch und existentiell der Einstieg gesucht wird, ist nicht immer gleich, ist aber sowohl in biblischer als empirischer Sicht letztlich sekundär, „darf“ also situationsbedingt variieren. Daß bei aller wirklicher Konvergenz in der Erfahrung als solcher und ihrer Systematisierung in empirischen wissenschaftlichen Äußerungen der chri-

stologische Aspekt nicht ausdrücklich gegeben ist, versteht sich von selbst, spricht aber nicht gegen die Vermittelbarkeit beider Schweisen. Mehr noch, beide Schweisen ergänzen einander und erschließen einander.

Dies zu zeigen, war Aussageziel dieses Versuchs. So will er ein Beitrag dazu sein, überflüssige geistliche Frontstellungen zu überwinden, Verkürzungen abfangen zu helfen und den Blick auf das Ganze zu lenken. In einer Gesellschaftsform aber, die einerseits ein so starkes Gefälle zu einem fundamentalen Hedonismus aufweist, die aber andererseits trotz aller Widersprüche zum Weiterleben der Menschheit unentbehrlich ist, ja „fortentwickelt“ werden muß, entsteht eine fast paradoxe Situation. In dieser Situation ist der Blick auf das Ganze eine Lebensnotwendigkeit, wird der Beitrag des Glaubens hierzu dringlicher denn je.

Schulderfahrung und Schuldbewältigung gestern und heute

Franz Joseph Schierse, Niederbreitbach

Der bekannte Hamburger Psychiater Hans Bürger-Prinz behauptet in seinen Lebenserinnerungen: „Nur Christen, nur Menschen aus christlich ‚infiziertem‘ Milieu, leiden an Schulddepressionen. Ein konfuzianischer Chinese nie. Auch kein Mohammedaner“¹. Nun weiß ich nicht, wieviele konfuzianische Chinesen oder Mohammedaner Bürger-Prinz in seiner psychiatrischen Praxis behandelt hat oder worauf sich seine Aussage sonst gründet. Auf jeden Fall aber scheint mir seine Behauptung ein unter Gebildeten und Halbgebildeten weitverbreitetes Vorurteil widerzuspiegeln, das man – stark vergröbert – so formulieren könnte: Der gesunde, natürliche Mensch handle immer richtig, auch dort, wo er sich und seine Interessen mit Gewalt und List, mit Lug und Trug anderen gegenüber durchsetze. Erst das Christentum habe mit seiner Rede von Sünde und Schuld

¹ Ein Psychiater berichtet, Hamburg 1971, 98.